

Zürich



Porträt Beat Brun importiert auf eigene Faust Schutzmasken. Doch das Geschäft hat seine Tücken. 19

Er bringt die Schule ins Kinderzimmer

Fernunterricht Der Winterthurer Lehrer Christof Müller hat die Plattform «Schule am Bildschirm» erfunden. Seit dem Lockdown wird er von Anfragen überschwemmt.

Liliane Minor

Das Zauberwort heisst Schabi. Kaum eine Mutter, kaum ein Vater, deren Sprösslinge die Primarschule besuchen, kommt dieser Tage daran vorbei. Schabi ist die Abkürzung für «Schule am Bildschirm», und auf dieser Plattform arbeiten neuerdings Tausende von Schulklassen. Über 100'000 Nutzer hat Schabi, mehr als doppelt so viele wie vor dem 13. März. Jenem Freitag, an dem der Bundesrat beschloss: Schule findet per sofort daheim statt.

Seither hat Christof Müller, der Mann hinter Schabi, nicht mehr viel geschlafen. Der 40-Jährige ist Primarlehrer und Informatiker aus Winterthur. Er lacht in seine Computerkamera – das Gespräch findet online statt –, fährt sich durch die Wuschelhaare und sagt: «Ich bin richtiggehend überrumpelt worden.» Mehrmals musste er neue Server zumieten und das System so umbauen, dass es auch einige Tausend Zugriffe gleichzeitig erträgt. Und wie das so ist, wenn plötzlich viel mehr Leute ein Programm nutzen: Es tauchten Softwarefehler auf, die vorher niemandem aufgefallen waren. Erst seit ein, zwei Tagen ist es wieder etwas ruhiger. Ein ehemaliger Lehrerkollege und Müllers 15-jähriger Sohn helfen im Support mit.

Für eigene Klasse entwickelt

Warum dieser Run ausgerechnet auf Schabi? Müller zögert lange mit der Antwort. Klar, einige hätten Schabi schon vorher gekannt. Und die pädagogische Hochschule hat die Plattform als eine von mehreren Hilfen für den digitalen Unterricht genannt. Hauptgrund für den Erfolg sei aber wohl, dass seine Plattform – im Gegensatz etwa zu Teams, dem Programm des Internetgiganten Microsoft – explizit für Schulen gedacht sei. Was eine Untertreibung ist. Müller hat Schabi einst für seine eigene Klasse entwickelt.

Und das kam so. Schon der Primarschüler Christof war von Informatik fasziniert, früh erhielt er seinen ersten Computer, einen Macintosh LC, auf dem er ein erstes Französisch-Wörterprogramm schrieb. «Ich bin bis heute nicht wirklich gut in Französisch», erzählt er und setzt ein Spitzbubengesicht auf, «aber ich



Lehrer Christof Müller hat das gefragte Online-Schulprogramm Schabi entwickelt. Foto: Dominique Meienberg

konnte meinem Französischlehrer bereits mein erstes Programm verkaufen.» Damit schien die Karriere klar, Müller wurde Informatiker, stellte aber bald fest, dass es ihm vor dem Bildschirm «zu einsam» wurde.

Müller liess sich zum Primarlehrer ausbilden. Man kann ihn sich gut im Klassenzimmer vorstellen. Wenn er sagt, «mein oberstes Credo war es, zu erreichen, dass die Kinder gern zur Schule gehen», glaubt man ihm aufs Wort. Wenn er erzählt, «ich habe versucht, streng zu sein», etwas weniger.

«Schabi konnte immer genau das, was ich für meine Klasse brauchte.»

Christof Müller
Primarlehrer und Informatiker

Die Faszination für Informatik blieb. Kein Wunder, versuchte Lehrer Müller bald, mit seinen Schülerinnen und Schülern ins Internet zu gehen. Doch dabei stiess er schnell an Grenzen. Diktierte er ihnen einen Link, dauerte es ewig, bis sie diesen fehlerlos eingetippt hatten. «So entstand die Idee, für meine Klasse eine Plattform zu entwerfen, auf der ich Links teilen konnte, die ich im Unterricht brauchte. Denn so etwas gab es bisher nicht.» Dann realisierte er, dass auch ein Trainingsprogramm für das Einmaleins ganz praktisch wäre. Und eines für den Grundwortschatz.

Nach und nach wuchs die Plattform, und das Schöne war: «Schabi konnte immer genau das, was ich brauchte.» Das Blöde war: Schabi war ein riesiger Aufwand und kostete den Entwickler ziemlich viel Geld. Vor drei Jahren begann Müller, erste Lizenzen zu vergeben, seit zwei Jahren zahlt er sich einen Lohn und arbeitet zu 50 Prozent als Geschäftsführer, Softwareentwickler, Pädagoge und Supporter in Personalunion. «Und das, ohne je einen Rappen in Werbung investiert zu haben.» Den Lehrerberuf hat er bis auf ein paar wenige Lektionen (Medien und Informatik, was sonst) an den Nagel gehängt;

neben der Arbeit an Schabi ist Müller ebenfalls zu 50 Prozent als pädagogischer ICT-Supporter für die Stadt Winterthur tätig.

Offensichtlich trifft Müllers Plattform mit ihren bunten, einfachen Kacheln, der übersichtlichen Gestaltung und den hübschen Hintergrundbildern einen Nerv. Lehrpersonen können darauf ihren Klassen Aufträge erteilen und Links versenden, die Kinder können erledigte Aufgaben einreichen, es gibt einfache Trainingsprogramme für Mathematik, Sprache und Konzentration.

Und es gibt ein Portal, auf dem die Nutzer Ideen einbringen können, «das wird im Moment wie wild genutzt», erzählt Müller. Gewünscht werde vor allem eine Chat-Funktion; diese wird Müller in nächster Zeit erstellen. Was es auf Schabi hingegen nicht geben werde, sei ein Videochat: «Das können andere besser.» Sein nächstes grosses Projekt ist ein digitaler Arbeitsplan. Klingt einfach, ist es aber nicht. Müller grinst, er weiss, wovon er spricht, viele Informatikprojekte würden in den Sand gesetzt, sagt er, weil sie komplizierter sind als erwartet. «Ich hoffe, ich kann den Arbeitsplan noch vor dem Sommer aufschalten», sagt er dann, «aber ohne Gewähr.»

«Es braucht die Beziehung»

Und wie steht Müller, der Pädagoge, zu Müller, dem Informatiker? Wie wird der Unterricht der Zukunft sein? Könnte die Corona-Krise Gelüste wecken, auch künftig die Kinder daheim zu unterrichten statt im Schulzimmer? «Für die Digitalisierung ist die Krise ein Glücksfall», sagt Müller, der Informatiker. Müller, der Pädagoge, sagt: «Viele Lehrpersonen leisten im Moment Grossartiges.» Dennoch: «Der Fernunterricht ist eine Krücke, er kann die Arbeit im Klassenzimmer nicht ersetzen.»

Was die Kinder jetzt lernten, sei sicher ein Gewinn: Neue Arbeitsformen, etwa die Möglichkeit, gleichzeitig zusammen an einem Text zu arbeiten. Auch die Trainingsprogramme könnten viel bringen. Aber klar sei auch: «Um etwas Neues zu lernen, braucht es die Lehrperson. Es braucht das Erleben, es braucht die Beziehung zwischen Kind und Lehrperson.» Das könne kein Computer ersetzen.

Das tröstende Wollschwein im Wohnzimmer

Tiere Das GZ Wipkingen hat einen Testversuch gestartet, bei dem es seine Schweine zum Streicheln für Menschen in Quarantäne anbietet.

Die Situation für die beiden Tiere ist neu. Ein Pfleger führt Emma und Silvius die Rampe hinunter ins Treppenhaus eines Wohnblocks im Engequartier. Gestern haben die beiden Wollschweine des GZ Wipkingen ihren zehnten Hausbesuch absolviert. Das Projekt «Mobiler Streichelzoo» läuft nun bereits in der dritten Woche.

«Die Situation in den Home-offices ist schwierig», sagt Terri Oberli, Leiterin des Kinderbauernhofs Wipkingen. Ihre Wollschweine sollen in der Krise Hilfe leisten. Kommt dazu, dass die Tiere nun seltener besucht wer-

den. «Es gibt zwar viele Leute, die sich im Park tummeln. Aber die Schweine geraten angesichts der Bedrohungslage in Vergessenheit.» Mit dem Projekt hätten sie eine ideale Lösung gefunden, sagt Oberli. Sowohl dem Menschen als auch dem Tier sei geholfen.

Zürcherinnen und Zürcher können sich für einen Besuch der Wollschweine telefonisch bewerben. «Die Warteliste ist lange», sagt Oberli. In zahlreichen Vorstandssitzungen beriet Oberlin mit den Angestellten die konkrete Umsetzung des Projekts. Etwa, welche Quartiere für die Schweine auch zu Fuss erreichbar wä-

ren. «Höngg kam infrage, oder auch das nahe Industriequartier», sagt sie. Auch die Anreise mit dem Tram war Teil der Diskussionen. Dagegen sprach die enorme Masse der Tiere. Das aktuelle Projekt dagegen wurde von einer breiten Mehrheit im Vorstand getragen. Ebenso von psychiatrischen Studien, in denen die heilsame Wirkung von Tieren nachgewiesen wurde.

Besuche mit Tücken

Dass die Besuche auch ihre Tücken haben, bewiesen einige Unfälle in den ersten Wochen. «Die Tiere wühlen von Natur aus ger-

ne im Boden, das kann zu Problemen führen», sagt Betreuer Fabian Häfliger. Gewisse Perserteppiche insbesondere im Flunternquartier hätten durch Silvius' und Emmas Besuch gelitten, ebenso Vasen. Die Freude an den Tieren sei in Krisenzeiten aber höher einzuschätzen als der Wert eines Designerstücks.

Für Emma und Silvius stehen in den kommenden Wochen auch Kindergeburtstage an. Dabei sei mit gewissen Einschränkungen zu rechnen. Während die Tiere bis zu drei gewöhnliche Hausbesuche pro Tag bewältigen können, sind es bei Kindergeburt-

tagen deutlich weniger. «Das Stresslevel steigt in einer Gruppe aus Kindern», sagt Häfliger.

Man prüfe deshalb, ob auch die drei männlichen Hängebauschweine – Willi, Otto und Emil – für Besuche geeignet seien. Die Problematik bestehe darin, dass sie sich aufgrund der geringen Behaarung schlecht zum Streicheln eignen. Eine weitere Option wären Hausbesuche von Ziegen oder Meerschweinchen.

Ob das Modell Schule macht, ist schwer abzuschätzen. Klar ist: Auch das GZ Heuried prüft das Projekt mobiler Streichelzoo. Wobei deren Angebot keine

Schweine, sondern Lamas, Esel und ein Pony umfasst. «Es stellen sich bei uns ganz andere Fragen», sagt Leiterin Maria Keller.

Obwohl das Angebot grundsätzlich gut ankommt, gibt es auch kritische Stimmen. «Tiere sind nicht zur Bespassung der Menschen da», sagt Marc Meier von der Tierrechtsorganisation Animal Protection. Um weitere solche Projekte zu verhindern, kündigt er eine Kampagne an.

David Sarasin

Hotline «Mobiler Streichelzoo»: 044 248 52 45, jeden Mi, 10–12 Uhr